

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Dyrenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.

1.

Wie der Konvoi der Verschickten nach Irkutsk in Sibirien marschiert und Stepan Pline der kleinen Katinka begegnet.

Einer der gewaltigsten und dauerndsten Eindrücke von Stepan Plines Kindheit war der Begriff Schmutz; Straßenschlamm — zäher, schwarzer Schlamm, in den man bis auf die Knöchel einsank —, der Kot der endlosen Straße über die Hunderte, Tausende von Meilen von Kasan in Rußland nach Irkutsk in Sibirien. Jahrelang, solange bis er ein Mann wurde, träumte der kleine Stepan immer wieder und immer wieder von dem endlosen Wandern auf der endlosen Straße in dem nimmer endenden Schmutz.

Und sogar, als er schon ein Mann war, dachte Stepan Pline noch gar oft an den schwarzen Schlamm. Denn auf der endlosen Straße hatte er ja Katinka zum ersten Male gesehen.

„Halte dich fest an meinem Rock, Stepan! Festhalten!! Damit du mir nicht verloren gehst im Schmutz“ — sagte seine Mutter — wie sie es hundertemale schon gesagt hatte auf dem langen Weg.

Dann packte Stepan jedesmal den groben wollenen Rock fester mit seinen Kindersäufchen, vorwärts marschierend in dem zähen Brei, sich die Füßchen abstrampelnd, hinaus, hinein, tapp-tapp, und so kam er eben doch vorwärts, der kleine Stepan. Tapp-Tapp. Immer am Rock der Mutter.

Die Füße im Schlamm gehörten ihm. Er konnte sie sehen, oder wenigstens die beiden Schmutzklumpen da am Ende seiner kleinen Beine; fühlen jedoch konnte er sie nicht, denn die eisige Kälte machte sie empfindungslos. Wenn der Schlamm nicht gar so kalt gewesen wäre, so hätte er sich vielleicht sogar gefreut über das Tapp-Tapp und das Strampeln und das Vorwärtsgezerretwerden. Doch der sibirische Kot war kälter denn Eis. Nur dann und wann des Nachts wurden ihm die Füße wieder warm, wenn der Vater oder die Mutter nicht zu müde waren, sie so lange zu reiben, bis das Blut wieder pfluschte. Tagsüber jedoch waren diese Kindersüßchen gefühllos wie gefrorene Steine und so schwer, daß es manchmal gar nicht gehen wollte mit dem Tapp-Tapp, dem Stampfen, dem Marschieren.

War der Boden hart gefroren, so führte die Mutter ihn bei der Hand und er trabte vergnügt nebenher, weil er wußte, daß früher oder später Halt gemacht wurde und es dann etwas zum Essen gab. Vor allem aber konnte man dann schlafen! Schlaf schien dem kleinen Stepan auf dem Wege von Kasan in Rußland nach Irkutsk in Sibirien das Allerschönste im Leben. . . Wenn sie jedoch zu den schlechten Stellen kamen, dahin, wo die Hunderte von Füßen vor

ihnen den gefrorenen Schlamm in einen zähen Brei verwandelt hatten, dann mußte die Mutter Stepans Hand loslassen, um mit beiden Händen den Rock bis über die Knie zu schürzen, sonst wäre sie nicht durchgekommen. Dann hing er sich krampfhaft hinten am Rock ein und wurde mitgezerrt.

Der Vater konnte sich gar nicht um sein Kind kümmern. Schwer beladene Leuchte er voran, beladen mit seinen Werkzeugen und den notwendigsten Dingen, die er aus dem alten Heim in Kasan hatte mitnehmen können. Der Vater sprach selten ein Wort. Sein Gesicht war stets verzerrt wie von Schmerz und Wut — dem keinen Augenblick verließ ihn das quälende Grübeln darüber, weshalb solche Dinge geschehen durften, und eine Antwort fand er niemals. Zweihundert Männer, Weiber und Kinder, waren in dem Konvoi der Verschickten.

„Ist's denn noch weit, Mutter?“ fragte das Kind, zum zwanzigstenmal an diesem Tag.

„Nimmer weit,“ antwortete die Mutter zum zwanzigstenmal.

Stepan stapfte also hoffnungsvoll weiter. Wenn er die gleiche Antwort auch oft vorher schon gehört hatte, so gab es ihm doch immer wieder neue Kraft, hörte er nur die Stimme seiner Mutter. Außerdem wußte der kleine Mann, daß das Dorf nicht mehr weit sein konnte, denn der Schlamm war jetzt besonders tief, und Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß der Weg immer am schlechtesten war, wenn man in ein Dorf kam oder aus einem Dorfe ging.

„Jetzt kann ich die Häuser schon sehen,“ sagte die Mutter endlich.

„Gibt es dort etwas zu essen, Mutter?“

„So Gott will. . .“

Da packte Stepan den groben wollenen Rock fester, zog die Füßchen mannhaft aus dem Schlamm und steckte sie mannhaft wieder hinein. Die Dörfler kamen zu ihren Türen gelaufen, um die Verschickten vorbeimarschieren zu sehen und ihrem eintönigen traurigen Gesang zu lauschen — auch sie waren ja einmal so marschiert; sie, oder ihre Eltern, oder wenigstens ihre Großeltern. Was sie geben konnten, gaben sie den Hungrigen gerne, so wenig es auch war. Weil Stepan so klein war und so kurze Beine hatte, so mußte der Vater und die Mutter gewöhnlich ganz hinten mit den Allerlehten marschieren, und hätte das Kind nicht die Herzen aller Dörfler geführt, so wäre es ihnen manchmal schlecht gegangen, wenn die Vorausmarschierenden die spärlichen Nahrungsmittel schon mit Beschlag belegt hatten.

So war es auch heute. Der melancholische Zug schlich langsam durch die weite Dorfstraße, und die müden Wanderer sahen aus gierigen Augen auf die hölzernen Häuser, links und rechts. Auch sie hatten einmal Häuser gehabt in Rußland. . . Der Rauch, den die schwere Luft dann und wann aus den Schornsteinen auf die Straße niederdrückte, schien ihnen süßer Duft —

Die Einen bekamen Baibe schwarzen Brots, die Andern kleine Stücke Fleisch; aber nur die Glücklichen an der Spitze

des Juges. Für viele war nichts mehr da. Nur mitleidige Blicke.

Am der Türe des ersten Hauses standen ein Mann und eine Frau mit einem kleinen Mädchen. Sie schauten alle drei auf den langen Zug; was sie geben konnten, hatten sie schon längst gegeben. Stepan blieb vor dieser Türe stehen und sah das Mädchen aus großen Kinderaugen an. Sie war sehr hübsch. Eine runde, enganliegende Kappe trug sie, aus der es seidenweich hervorquoll von langen blonden Locken; ihre Augen waren ein dunkles Blau und voller Mitleid. Sie schaute Stepan an und er schaute sie an. Und plötzlich zog sie das Händchen hinter dem Rücken hervor, mit einem großen runden Stück weißen Brots, noch heiß, und streckte es ihm hin — eine entschieden zu köstliche Gabe, als daß der hungrige kleine Bub nicht eilends zugegriffen hätte. So gierig biß er hinein, daß er sein Dankschön nur noch nicken konnte. In seinem Leben hatte er noch kein so gutes Brot gegessen, noch kein so reizendes kleines Mädchen gesehen. Er starrte sie an, während er aß; und die blauen Augen mit dem mitleidigen Blick, die strömenden Locken, das Kinder Gesicht wurden zum zweiten großen Eindruck in Stepan's jungem Leben.

„Da — jetzt hast du dein Abendbrot weggegeben, Katinka! Und mehr ist nicht mehr da!“ sagte die Mutter, halb ärgerlich.

Als Stepan das hörte, gab er sich einen Ruck (es war sehr schwer) und hielt ihr das Stückchen Brot wieder hin. Das noch übrig geblieben war; aber sie schüttelte nur den Kopf, lachte ein wenig und hing sich scheu an ihrer Mutter Rock, denn Stepan war über und über mit dem Schmutz der Straße überzogen, so hoch emporgespritzt, daß er sogar sein Gesichtchen fast verdeckte. Was jedoch die kleine Katinka von diesem Gesicht sehen konnte, das gefiel ihr!

„Der liebe Gott schütze dich, Katinka, und all seine heiligen Engel!“ rief Stepan's Mutter, und dann zog der traurige Zug weiter.

Auf dem langen Weg leuchtete Stepan's Vater — Iwan Iline, aus dem fernen Kasan an der Wolga — stumm und dumpf unter seiner schweren Last dahin, gebeugten Hauptes, mit ewig wunderndem Gesicht; ein grimmiges lebendiges Fragezeichen.

„Wie kann das nur sein? Weshalb sind wir hier?“

So fragte sich immer sein Verstand, der auf einmal gar so langsam und schwerfällig arbeitete. Und nie konnte er eine Antwort auf die einfache Frage finden —

Bittere Gedanken erfüllten ihn tagsüber, Gedanken, die noch bitterer wurden in den Nächten. Iwan Iline war ein Hufschmied gewesen in Kasan; ein hart arbeitender Handwerker, keinem Menschen Geld schuldig, zufrieden genug in seinem bescheidenen Häuschen. Ein ganzer Mann in seiner Art. Ein Arbeiter, der viel arbeitete, wenig sprach und noch weniger sich mit Denken plagte; und jetzt nach all den Monaten noch immer nicht die Katastrophe begreifen konnte, die sein Heim vernichtet hatte und ihn mit Weib und Kind erbarmungslos vor sich her trieb nach dem hohen Norden. Das Unglück war über Nacht gekommen.

Eines Abends saß Iwan Iline, der Schmied, in seiner Schmiede und hämmerte Eisenbänder auf eine Schlittenkufe, als ein gewaltiges Pferdegetrappel erklang. Polizisten sprangen in die Schmiede; Gendarmen drangen in die Wohnung. Ein Gendarmier-Offizier erklärte dem bestürzten Iline kurz, daß er mit seinen Steuereu böswillig im Rückstand und ein verdammt Progressist sei, der dem lieben Gott danken müsse, daß ihm nichts geschehe als Verbannung nach Irkutsk in Sibirien auf administrativem Wege.

Iline tobte, wurde prompt zu Boden geschlagen und gefesselt. Er wußte natürlich nicht, daß Sibirien dringend gelernte Arbeiter brauchte! Und daß er einem Mann im Wege war, der die Schmiede gar zu gerne gehabt hätte — einem Mann, der genau wußte, wo man Rubelscheine am gewinnbringendsten anlegte!

Am zweiten Tag begann der Marsch.

Iwan Iline fand sich mit Weib und Kind auf dem Weg nach Sibirien, sich immer wieder den Kopf zerbrechend, was er denn getan habe, um eine so schreckliche Strafe zu verdienen! Von Tag zu Tag wurde er abgestumpfter.

Dann und wann erzählte ihm auf dem Marsch ein anderer Gefangener, wie es ihm ergangen sei, und es schien Iwan Iline, als sei er nicht der Einzige, der um geringster Ursache willen leiden mußte.

Der eine war gepfändet worden und hatte gar noch Mergel gezeigt, als man ihm seine letzten Habseligkeiten wegnahm. Und der andere hatte Holz gestohlen im kalten Winter. Wieder ein anderer, ein Soldat, war mit der militärischen Disziplin in Konflikt gekommen. Jener hatte einen Gendarmen geprügelt. Das war allerdings schlimm, aber dennoch —

Sie alle zerbrachen sich hilflos die Köpfe über die Härte ihrer Strafen. Sie konnten ja nicht wissen, daß man sie brauchte!! Daß sie einem Land entgegenmarschierten, in dem gewaltige Werte und Möglichkeiten steckten — Gold und Silber und Eisen; Wälder wertvollen Holzes und Weizenernten und Pelzwerk; Fische und Wild — ungeheurer Reichtum, der nur auf den Schatzgräber wartete, dessen die Regierung bedurfte, um für die russische Volkswirtschaft die Schätze des ungeheuren Sibiriens zu heben: den Ansiedler! Solange Sibirien nicht besiedelt war, mußte es wertlos bleiben für das heilige Rußland, und da die Russen wertwürdigerweise nicht die geringste Lust zu freiwilliger Auswanderung nach Sibirien zeigten, so blieb einer weisen Regierung wirklich nichts anderes übrig, als ein wenig nachzuhelfen — die nötigen Ansiedler mit Gewalt nach dem gelobten Land zu treiben. Daher Verbannung um geringfügigster Ursachen willen...

Und Monat für Monat und Jahr für Jahr quälten sich so die traurigen Jüde der Verschickten über die öden Steppen hin; der ehrliche Handwerker neben dem schweren Verbrecher, vereint mit ihm durch gemeinsames Unglück. Und wer die Schrecken des ungeheuren Marsches überlebte, siedelte sich dankbar dort an, wo man ihn hinwies, schweigend, gleichgültig, denn der Marsch hatte Gefügigkeit gelehrt!

So war der Schlamm, eisiger, zäher, nimmer endender Schlamm, der erste große Eindruck, den auf Stepan das Leben machte. Der zweite war Katinka. Zwei Monate noch marschierte er auf der endlosen Straße, bis die 400 Meilen erstapft waren, die noch zwischen jenem Dörfchen und Irkutsk lagen, aber kein Tag verging, so schneidend auch der Wind und so kalt der Schlamm sein mochte, ohne daß der Bub an das Mädel dachte — ein merkwürdig Ding. So schnell Kinder sonst vergessen — das schüldesterne rosige Gesichtchen war wie hineingebannt in des kleinen Stepan's Augen. Er sah sie immer ganz deutlich vor sich. Als der ewiggraue Himmel sich endlich lichtete und die Sonne durchbrach und die Wanderer in dem kurzen Frühling dahinzogen, dachte er nur an sie, wenn er am Begrand so viele Blumen pflückte, daß er sie kaum halten konnte in den kleinen Fäustchen. Die schenkte er in Gedanken alle seiner Katinka.

Der zweite Frühling war es auf dem Marsch, denn im Frühling hatte sich damals in Kasan der Zug der Verschickten gebildet. Neun Jahre alt war Stepan gewesen an jenem Tage — jetzt zählte er zehn Jahre und noch immer waren sie auf dem Marsch, einer entsetzlich langen Wanderung für so kleine Beine, wenn sie auch einem kerngesunden Bubens gehörten. Einen Frühling hindurch, einen Sommer, einen Herbst, einen Winter, und wieder einen Frühling trapptrappten die tapferen kleinen Beine mannhaft neben den Männern hin.

Im Sommer und Herbst gar machten sie den doppelten Weg, dem nun erblühten Blumen auf der Steppe, die von Stepan gepfückt sein wollten. Da war sprieckendes Gras, so weit man sehen konnte, über und über durchwirkt mit Margareten und Schlüsselblumen; Weiden von dunkelgelben Dotterblüten hier, weite Strecken von knallblauen Berggämeinnicht dort, so blau, daß der Bub sich zusammenträumte, ein Stück des Frühlingshimmels müsse heruntergefallen sein auf die Steppe.

Ein Paradies sind die sibirischen Steppen während einer kurzen Spanne Zeit im Jahr, wenn die Sonne aus wolkenlosem Himmel herniederglänzt und Farbenschönheit in der Dede erzeugt.

Stepan lief wieder und wieder seiner Mutter fort, bald hinter einem Sperling her, bald hinter einem Ruckel oder den Steppen-Rebhühnern, die furchtlos herbeitrippelten, um sich den Zug von Männern und Weibern und Kindern anzusehen. Manchmal verschwand er sogar völlig in den Gräsern, die ihm weit über den Kopf reichten, und seine Mutter wurde ängstlich, aber in wenigen Minuten war er wieder da, bepackt mit Blumen, und zitternd vor Aufregung über allerlei wunderbare Erlebnisse mit Freund Sperling und Gebatter Frosch.

Dann wieder führte die Straße durch gewaltige Wälder

von Silberbirken und Pappeln und Eschen, und im Ge-
strüpp gab es wilde Kirichen und Erdbeeren . . . Die Blu-
men nährten selten und die Vögel flogen fort, der Sonne
nach, als der Sommer starb, und es sich im frühen sibili-
schen Herbst wie leuchtendes Gold über die Steppen legte.
Der erste Schnee kam auf das herbstliche Goldbraun, die
Kälte, und Stepan fror sehr, an der Mutter Rock angeklam-
mert, zwanzigmal im Tag fragend:

„Ist's noch weit, Mutti?“

„Nimmer weit,“ sagte sie dann seufzend jedesmal.

Doch der Winter brachte bitterharte Zeiten, so hart, daß
sie die Erinnerung an Steppenpracht und Blumenfülle ganz
und gar auslöschten. Grau in Grau der Himmel, wenn er zu
sehen war durch das Gewirbel von Schneeflocken; schnei-
dend der Wind und schmerzhaft wie Peitschenhiebe; eisig-
kalt und zähe wie Kleister der schwarzbraune Schlamm. Nur
des Nachts war Stepan warm und dann nur, wenn im Wald
gelagert wurde und große Feuer angezündet werden konn-
ten. Noch Jahre später brach manchmal im Schlaf der kleine
Stepan in bitteren Schluchzen aus — dann träumte er, die
Füße seien ihm eilig kalt, feil, gefühllos; ohne Leben, wie
begraben in erbarmungslosem Schlamm. Kalte Schauer lie-
fen ihm über den Rücken, wenn er im Schlaf wieder erlebte,
wie er mit erfrorenen Fingern und abgebrochenen, zerfehten
Fingernägeln nach der Mutter Rock tastete und sich ein — r —
r — rallte, bis die Nägel faßten. Er schluchzte, schrie auf dann,
und wenn die Mutter ihn hörte, wußte sie gleich, was ihn
plagte, und rief ihm zärtlich, wärmend, die Füße, bis der
böse Traum vorüber war.

Im Winter auf dem Weg war es auch, als Stepan zum
erstenmal das langhingelegene Heulen hungernder Wölfe
hörte. Die Töne lösten, sonderbarerweise, nicht Furcht in
dem Bub'n aus, sondern kindische Wut! Und doch war dies
wieder nicht sonderbar, denn er sah, wie seine Mutter, die so
tapfer war im Dunkeln und sich nicht einmal vor dem eisigen
Schlamm fürchtete, entsetzt zusammenschrak und angstvoll auf
das Geheul horchte, bis die Zähne ihr klapperten vor Ent-
setzen.

Dann hallte der Bub die Fäuste, weil er seine Mutter
leiden sah und schrie:

„Fürcht' dich nicht, Mutti! Wenn die bösen Wölfe kom-
men, bring' ich sie um —“

Die Wölfe kamen niemals so nahe, daß der kleine Hesk
sie hätte „umbringen“ können, und er empfand daher ganz
holgerichtig niemals Furcht vor Wölfen und Wolfsgeheul —
— nur Wut; blinde Wut und instinktiven Haß — als Bub
wie später als Mann.

So marschierte der zehnjährige Stepan Sine von Kasan
in Rußland nach Irkutsk in Sibirien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Gemüse.

Es ist die Zeit, in der mehr noch als sonst die Gemüse für
unsere Ernährung in Kriegzeiten ihre besondere Rolle spielen
und uns über die Zeit der größten Knappheit bis zur kommenden
Ernte hinweghelfen. Die „Nahrungsgewächse“, wie man sie früher
benannte, blicken auf eine uralte Vergangenheit zurück, ihr Ur-
sprung verliert sich in das Dunkel der Vorgeschichte. Schon bei
den Schweizer Pfahlbauern der späteren Steinzeit vor 4000 Jahren
sind die ältesten in Europa angebauten Gemüse gefunden worden.
Man hat Samen von Erbsen, Mohrrüben und Pastinaken festgestellt,
die darauf hinweisen, daß auch diese vorgeschichtlichen Menschen sie
für ihre Nahrung zogen. In der Bronzezeit tritt dann die Linse
hinzu und später die Saubohne. Bei uns in Deutschland sind
die feineren Gemüsearten allerdings erst von den Römern ein-
geführt worden, die auch den bereits bekannten, durch ihre hoch-
entwickelte Gartenkunst eine sorgsame Pflege angedeihen ließen.
Plinius berichtet z. B., der Kaiser Tiberius habe sich Mohrrüben
für seine Tafel aus Germanien kommen lassen, und der Reticus
habe dort die „Größe neugeborener Kinder“ erreicht. Es han-
delte sich dabei jedenfalls um Pflanzensorten, die von den Römern
eingeführt und in den Militärkolonien am Rhein gezogen wurden.
Die Germanen selbst, die der Fleischtrahung den Vorzug gaben,
wollten sich nur langsam an vegetarische Kost gewöhnen. Karl der
Große mußte die Mohrrübe seinen Franken erst angelegentlich
zur Kultur empfehlen. Die Verfeinerung der Gemüse, wie wir
sie heute kennen, haben die Mönche gelehrt, die ihre Fastenspeisen
durch Kohlgerichte, feine Salatarten usw. reichhaltiger gestalteten.
So ist der Blattsalat, wie wir ihn kennen, der Genuß der rohen
Blätter, die mit Öl und Gewürzen zugerichtet sind, zuerst in
italienischen Klöstern bereitet worden. Eine umfangreiche Kultur
der Nahrungsgewächse entfaltete sich besonders in den Städten, in
denen bedeutende Klosteransiedlungen waren, wie in Bamberg, in
Würzburg, Mainz und Erfurt.

Von den einzelnen Gemüsearten, die für heute uns noch wich-
tig sind, findet sich der Spargel schon auf altägyptischen Zeichnun-
gen; es wird berichtet, daß in Griechenland Spargelprossen als
Amulette getragen wurden, und der ältere Cato gibt in seiner
Schrift über den Landbau um 200 v. Chr. genauere Mitteilungen
über seinen Anbau. Auf den Stillleben, die auf pompejanischen
Wandgemälden wiedergefunden wurden, sieht man Spargel mit
Zwiebeln, Rettichen, Nüssen und einer Art kleiner Kürbisse zu
Bündeln zusammengelegt, die augenscheinlich dazu dienen, den
Appetit anzuregen. In Deutschland hat es lange gedauert, bis
man sich zu dem Genuß des uns heute so wohlwühlenden saftigen
Stengels entschloß. Noch 1539 nannte ihn der deutsche Geistliche
Hieronymus Bock in seinem „New Kräuterbuch“ einen „gemeinen
Salat der Balen und Hispanier, der nimmehr auch wie andere
Lederbüchlein ins Deutschland kommen ist“. Im 17. Jahrhundert
schrieb man dann dem Spargel besondere Heilkräfte zu, aber erst
viel später, erst im 19. Jahrhundert, hat dies Gemüse in weiteren
Breiten Verbreitung gefunden. Ein Gemüse, das der europäischen
Kultur durch die Araber vermittelt wurde, ist der Spinat. Die
Griechen und Römer scheinen ihn nicht gekannt zu haben; in Persien
aber scheint seine Kultur unter dem Namen Spony schon im Alter-
tum ausgekommen zu sein, als Isfahan wurde er nach Indien ge-
bracht, als Isfahanisch zu den Arabern, die ihn zuerst nach Span-
nien brachten. 1351 wird das Spinnarium unter den Fastenspeisen
der Mönche erwähnt. Aber auch im 16. Jahrhundert war der Spi-
nat in Deutschland noch ein neues, wenig bekanntes Gemüse. Um
diese Zeit war auch der Blumenkohl noch nicht nach Deutschland
gekommen. Er wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts von der
Levante nach Italien und von da Anfang des 17. Jahrhunderts
nach Deutschland eingeführt. In seiner „Kuriösen Landwirtschaft“
berichtet von Hohenberg ums Jahr 1682, Blumenkohl sei erst vor
etlichen Jahren zu den Deutschen gekommen und eine gar seltsame
wunderliche Speise. Damit sind wir bei den Kohlarten angelangt,
deren außerordentlich große Anzahl von Kulturformen, nämlich
etwa 120, die Küche so mannigfach versorgen.

Während die Ägypter den Kohl noch nicht gekannt haben,
habe er von den Griechen als wohlschmeckend und gesund sehr ge-
schätzt. Der ältere Cato preist ihn geradezu als das allerbeste Ge-
müse, gleich gut in rohem und gekochtem Zustand. In der Kaiser-
zeit galt es als ein bedrohliches Zeichen der beginnenden Dekadenz,
daß den jungen verweichlichten Herren der von den Vätern so leidens-
chaftlich gegessene Kohl nicht mehr schmecken wollte. Das ganze
Mittelalter hindurch war der Kohl ein äußerst beliebtes Volks-
gericht, dessen Genuß in der späteren Zeit ebenfalls als ein Beweis
für ein einfach kräftiges Leben angesehen wurde. Ein Samländer,
der die preussischen Ordensritter auf ihrer Burg zu Balga Kohl
essen sah, rief seinen Landsleuten dringend ab, die Ritter anzu-
greifen, denn wer könne einem Volke widerstehen, daß so genüg-
sam sei, Gras zu essen. Einen besonderen Ruf als Nationalspeise
genießt ja bei uns der konservierte Weißkohl als Sauerkraut. Die
Allen hatten jedenfalls noch kein Sauerkraut, obwohl auch sie eine
Art der Kohlkonservierung kannten, indem sie nach dem Bericht
des Ackerbauschriftstellers Columella Kohlköpfe mit Salz bestreuten
und mit Essig übergossen. Diese Form, den Kohl einzumachen,
wurde von den Römern in den Klöstern des frühen Mittelalters
übernommen, aber das Volk mochte sich nicht damit befreunden,
sondern es übernahm die Sauerkrautbereitung von den Slaven,
die noch heute die größten Sauerkrautesser sind. Wenn also die
Franzosen in der Vorliebe für Sauerkraut eine besondere deutsche
Eigentümlichkeit erblickten und uns deshalb mit wenig schmeidel-
haften Namen bedenkten, so wenden sie sich an die falsche Adresse.

Albanische Märchen.

Ali Drutshi.

Ein armer Holzfäller, Ali Drutshi hieß er, ging eines Regen-
tages aus der Stadt in den Wald, um Holz zu fällen. Auf
dem Heimweg kam er an einer alten Talle, einem Kloster der
Bektaschi vorüber. Da begegnete er einem alten Derwischi. Der
war in der ganzen Stadt umsonst ein Obdach suchen gegangen;
niemand wollte ihn aufnehmen. Ali, wie alle Albaner gast-
freundlich, welcher Religion sie auch seien, lud ihn ein. „Komme
mit mir. Ich bin nur ein Holzfäller und habe nicht viel. Aber was
Gott mir gab, wollen wir teilen.“

Als der Derwischi am nächsten Morgen von dem Gastfreunde
schied, fragte er ihn nach dem Namen. Ali nannte sich. Der Derwischi
ging fort.

Es war aber niemand anderes gewesen, als der König des
Landes. Kaum in seinem Palast angekommen, ließ er verkünden, er
werde Ali, dem Holzfäller, jeden Wunsch erfüllen. Man suchte ihn
und brachte ihn ins Schloß.

Die Dienerschaft war, wie alle Diener sind: neidisch, miß-
günstig. Da sie wußten, daß der König Ali gut wollte, verhandelten sie
ihn beim Könige zu schaden und redeten ihm ein, er möge, nach
seiner Wünschensfrage, vom Könige nur einen Wunsch erfüllt
verlangen, die Königstochter zur Frau. Ali folgte, der König
konnte sein Wort nicht brechen, denn damals gab es noch ganz
richtige Könige im Lande.

Der König gab dem Holzfäller die Prinzessin zur Frau. Unter
einer einzigen Bedingung: beide mußten sofort das Land verlassen.

Nach langem Wandern kam das junge Paar zu einem reichen, alten Manne. Mi frug nach Arbeit. „Ja,“ sagte der Alte, „es trifft sich gut. Eben benötige ich jemand. Ich habe im Keller eine Menge Gold; das muß gewaschen werden.“

Mi aber hatte gehört, daß der Alte alle seine Goldwäscher töten lasse, damit sie nachher nichts verrieten. Niemand wagte sich mehr in seinen Dienst. Mi aber vertraute seinem Glück und beschloß es zu versuchen. Als er mit der Goldwäsche fertig war, verschloß er den Keller von innen, rief den Alten und sagte:

„Ich werde jetzt hier unten bleiben und so lange brühen, bis mich jemand hört. Demen werde ich dann das Versteck deines Goldes verraten.“ Der Alte erschrak und versprach Mi tausend Goldstücke und die Freiheit, wenn er schweige.

Mi nahm den Vorschlag an, sorgte dafür, daß der Alte, der ihn fürchtete, Wort hielt und kaufte sich in derselben Stadt, nun wohlhabend geworden, ein Haus, ganz in der Nähe des Alten.

Nach kurzer Zeit starb der Geizhals und keiner seiner Erben wußte um den Ort des Schatzes. Schließlich glaubten sie nicht einmal daran. Um ein geringes Geld erkaufte Mi das Häuschen des verstorbenen Geizhalses und brauchte das Gold, dessen Versteck ihm ja bekannt war, in Sicherheit. Er füllte es in große Krüden, Tongefäße, in denen niemand Gold vermutet haben würde, streute Erbsen über das Gold, belud die Pferde damit und zog mit seiner Frau, der geborenen Prinzessin, in seine Heimat.

Gegenüber dem Königsschloße baute er sich ein glänzendes Haus und lebte herrlich und in Freuden.

Die reichen Fremden erregten natürlich Aufsehen. Der König hörte von ihnen und lud sie, um von ihnen selbst Näheres zu erfahren, zum Abendessen ein.

Im Schloße ging nun die Prinzessin nach Frauenart überall hinher, alles zu besichtigen. Überall war sie mit den Zimmerern und Sägen derart vertraut, daß es auffiel. In ihrem ehemaligen Turmstübchen stand noch ihr Webstuhl mit einer angefangenen kunstvollen Arbeit. Sie setzte sich dazu und webte das Muster weiter.

Die alte Amme, die es gesehen, meldete es der Königin, denn niemand vermochte so schön am Webstuhl zu sitzen als das verschwundene Königskind. Die Königin sagte: „Meine Tochter hatte zwischen den Schultern ein so schönes Muttermal, wie kein Mensch auf der Welt. Wir werden sehen!“

Vor dem Schlafengehen wurde die Fremde ins Bad geführt. Die Königin und Mutter war zugegen und erkannte ihre Tochter. Die wunderfame Geschichte wurde dem König berichtet und es erfolgte, was erfolgen mußte: er erkannte seine Tochter und seinen Schwiegerohn wieder. Der berichtete seine Geschichte und der König meinte: „Du warst mutig und besonnen, wie ein Herr, wie ein Fürst. Nun kannst du hier bleiben. I jito e fiton! Dem Mutigen wird das Verdienst!“

Und die ganze Stadt feierte Feste und freute sich des Glückes.

Büchertisch.

— Paul Natorp: Deutscher Weltberuf. 2 Bde. 1. Bd. 4,50 Mk. 2. Bd. 6,50 Mk.; in 1. Bd. geb. 13 Mk. Verlag Eugen Dieblich, Jena. — Der bekannte Philosoph unserer Nachbaruniversität Marburg hat soeben wieder ein prachtvolles, gedankentiefes philosophisches Werk erscheinen lassen. Es gliedert sich in 2 Bde., von denen allerdings auch jeder einzelne geschlossen dasteht. Im ersten Band „Die Weltalter des Geistes“ zeichnet Natorp die Charaktere der Weltalter, die die menschliche Geistesentwicklung durchläuft und führt dadurch zum Verständnis, was der Weltkrieg für die Menschheit bedeutet. Die Art der Untersuchung ist nicht geschichtlich, sondern philosophisch, sie erklärt nicht, sondern arbeitet Richtlinien heraus, die die Menschheit höher führen. Die indische Philosophie wird bis zu ihrer modernen Entwicklung in Lagore behandelt, der in seiner Philosophie zu einer Abkehr vom orientalischen Dualismus durch Befreiung im Handeln kommt. Judentum, Griechentum, Christentum, Renaissance schließen sich an. Das letzte Kapitel behandelt den Geist der Neuzeit, den Geist des Individualismus, der die Heroen Shakespeare, Rembrandt und Goethe hervorbrachte. Jener erzeugt schrankenlose Differenzierung alles Geistigen, die aus der vertieften Erkenntnis der kritischen Methode fließt, aber auch zugleich die Verheißung der Rückkehr zur Einheit in sich trägt. Diese Einheit bereitet sich durch die Entwicklung des seelischen Lebens der einzelnen Völkerindividuen vor.

Im 2. Band: „Die Seele des Deutschen“ gilt es dem Verfasser im gegenwärtigen Zeitgeschehen an den großen Geistern unserer Vergangenheit, die die deutsche Seele geprägt haben, sich zu orientieren und damit Stellung zu unseren Zukunftsaufgaben zu finden, zur deutschen Geistigkeit. So ist ihm Dürers Ritter mit Tod und Teufel der symbolische Ausdruck unseres Wissens zur Idee, das sich im Sozialen und Politischen verkörpert. Natorp formuliert als deutsche Ausgabe: den Wirtschaftsstaat über den Rechtsstaat hinaus zum Erziehungsstaat und damit zur Menschengemeinschaft zu entwickeln. Von der Zivilisation geht der Weg zur Kultur durch das „Bauen“. Meister Eckhart, Luther, Kant und Goethe sind ihm die vier großen Pfeiler der Vergangenheit. Auf den ersten ist die Selbstentdeckung der deutschen Seele zurückzuführen, Luther entwickelt sie zur religiösen Tat, durch Kant kommt sie zur inneren Klarheit

und durch Goethe landet sie in der Universalität. Erhöhung des Menschengeistes ist die deutsche Aufgabe und darum versteht der Deutsche das „Erkenne dich“ im Sinne der Griechen, „Sei dir deiner Grenze bewußt, dann erst kommst du zu echter Gemeinschaft, zu echtem Menschentum, das nicht mit der Anbetung des Erfolges und der Macht zusammenfällt.“

— Albert Henschel, Kunterbunt, 86 Skizzen. Preis 1,50 Mk., Bappband 2 Mk. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Die überaus günstige Aufnahme der unter dem Titel „Kinder und Ränze“ veröffentlichten Skizzen Albert Henschels beim kunstliebenden Publikum veranlaßte den Verlag zur Herausgabe eines zweiten Bändchens in gleicher Ausstattung, das „Kunterbunt“ genannt wird. Wie sein Vorläufer ist es ein Born köstlichen Humors und herzwärmender Frische. Auch in „Kunterbunt“ kommt die einzigartige Grazie des liebenswürdigen und schalkhaften Frankfurter Mäntlers zu vollem Ausdruck. So mancher, den die rauhe Gegenwart wund und traurig gestimmt hat, wird beim Betrachten der in „Kunterbunt“ vereinigten Skizzen wieder ein herzhaftes Lachen finden.

— Der Kandidat des Lebens Roman von Erdmann Graefer. Berlin, Ullstein & Co. Preis 4,50 Mk. — Den Roman einer Jugend nennt Erdmann Graefer die Geschichte des Kandidaten Weidner, des verträumten Idealen, des stillen Sonderlings. Bis in die Jahre der Kindheit geht er zurück, das, was einmal war, zu neuem Leben befehlend. In einem Haus am Berliner Landwehrkanal, in den altmodischen Zimmern der Eltern wächst sein Felix Weidner heran. Und nun vollzieht sich im Zusammenstoß der Wirklichkeit und der die Wirklichkeit fliehenden Lorenschwärmerei, mit einem Haug zum Selbstamen und mit tiefem Gefühl erzählt, das Schicksal des ewigen Kandidaten.

— Die letzten Tage von S. M. S. „Frauenlob“. Meine Kriegsfahrten auf S. M. S. „Frauenlob“ bis zu seinem Untergang; das Schicksal der acht Ueberlebenden. Von Friedrich z. See Walter Stolmann. Preis 1 Mk. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann. Diesem Büchlein braucht man nicht viele Empfehlung mitzugeben, denn es ist ganz von der Art von Menschen und Büchern, die sich die Herzen aller im Fluge erobern. Über etwas sehr Bedeutendes darf man ruhig von diesem anspruchslosen Werkchen sagen: solches Jünglingsstum, wie es hier sich offenbart, ist eine Perle des deutschen Wesens, für welches es ein klares und schönes Zeugnis ablegt.

— Hochland, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Muth. Jos. Köfeler'sche Buchhandlung, Kempten und München. Vierteljährlich 4,50 Mk. und Teneungszuschlag. Inhalt des Juliheftes: Die Einigung Italiens und das Entstehen der römischen Frage. Von Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schrörs. — Das Magische der Sprache im liturgischen Kirchengesang. Eine psychologische Studie von Dr. W. Matthies. — Zacharias der Schreiber. Eine Legende von Andr. Gebhardt. — Kirche und Nationalität. Von Univ.-Prof. Dr. Conrad Vornhal. — Gedichte von R. J. Sorge, B. Dörfler, M. Fischer, P. Bauer, E. Greifsch. — Heinrich von Treitschles Lebenswerk. Von Dr. Max Fischer. — Kleine Bausteine. — Kritik. — Mundschau.

— Die Weltbühne, der Schauplatz XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 29: Der Zwang der Tatsachen, von Germanicus. Zu diesem Krieg, von Goethe. Paul Fuhrmann, von Johannes Fischer. Moritz Heimann, von Uttenburg, Die, Huber, Elias, Politischer, Loerke, Mann, Meier-Graefe, Drilz, Stehr, Wassermann Die Liebenden, von Heinrich Versch. Hildebrand, von Alfred Volgar. Im Theobald Tiger, von Peter Panter. Ergebnisse, von Alfred Grünwald. Spanische Krankheit?, von Theobald Tiger. Die Börse, von Alons Goldschmidt. Antworten.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Eitlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Dellborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 8. Das 1. Augustheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Lou Andreas-Salomé: Karl Nögels Tolstoi; Hans Frand: Die Dramen Ernst Barlachs; Karl Huber: Die Heide in der Dichtung; Will Besper: Drei Gedichte; Heinrich Jerkaulen: Neue Lyrik V — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Anzeigen.

Scherzrätsel.

Am Himmel stand es schimmernd klar,
Verlor ein Teilchen — Sonderbar!
Ich kam dazu, was steht nun hier?
Ein kleines Tier voll Raubbegier,
Doch will man es in Freiheit sehn,
Muß nach Nordafrika man gehn.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Geheimschrift in voriger Nummer.
Heute rot — morgen tot.
Schlüssel: Die links stehenden Zahlen beziehen sich auf die Buchstaben der drei oberen Wörter, die rechts stehenden auf die der unteren drei.